**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 44

**Artikel:** Grindelwald

**Autor:** Kurz, K.F.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-647918

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 10.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Da sagt nun Lindsey: Seien wir aufrichtig und geben wir zu, daß die Jugend von heute nicht mehr die von gestern ist und sein kann! Aber seien wir gerecht und anerkennen wir ihr Recht auf ein neues Sittengesetz, das mit den veränderten Lebensverhältnissen übereinstimmt. Oder (für amerikanische Verhältnisse) richtiger ausdrückt: Legalisieren wir die Form, in der heute schon Tausende von Paaren zusammen leben: die Kameradschaftsehe, das ist die Ehe mit freiwilliger Kinderlosigkeit bis zur Festigung der wirtschaftlichen Lage. In die Vergesetzlichung möchte Lindsey einbezogen wissen die Aufklärung und Beratung in Sachen der Geburtenkontrolle, etwa im Sinn und Geiste der heute schon bestehenden Birth Control League in New York. Die Vorteile des Wissens um die Mittel der Geburtenkontrolle sollen nicht ein Vorrecht der Reichen und Gebildeten bleiben, sondern auch denen zugute kommen, die sie am nötigsten haben, den Armen und Ungebildeten.

Lindsey fordert für seine Kameradschaftsehe eine leichte Scheidung, solange keine Kinder da sind. Das gegenseitige Einverständnis soll genügen. Denn — so argumentiert Lindsey — wenn junge Leute eine Ehe eingehen, tun sie es meist aus geschlechtlicher Affinität; wenn aber die Wogen der Leidenschaft verrauscht sind, erwachen viele wie aus schwerem Traum zu der Erkenntnis, daß sie nicht zusammengehören und daß ihre Liebe nicht Bestand haben kann für ein ganzes Leben. In diesem Falle sollte das Gesetz der Scheidung keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Den Einwand, das sei die „Probeehe" oder „Ehe auf Zeit" läßt Lindsey nicht gelten. Das Kriterium, sagt er, ist das Kind. Die Scheidung der Kinderehe muß erschwert werden, weil die Kinder bei der Scheidung ja immer der unschuldig leidende Teil sind. Sie darf erschwert werden, weil die Kameradschaftsehe den Leuten, die charakterhalber wirklich nicht zusammenpassen, das Auseinandergehen in nützlicher Frist ermöglicht. Die meisten zweiten Ehen sind glücklicher als die ersten geschiedenen Ehen. Unsummen von moralischen und physischen Qualen brauchten nach Lindsey nicht gelitten zu werden bei leichten Scheidungsmöglichkeiten in jungen Jahren. Die Befürchtungen der Soziologen, die einen katastrophalen Geburtenrückgang von der Kameradschaftsehe erwarten, teilt Lindsey nicht; er meint, daß die meisten Eheleute in gesicherten wirtschaftlichen Verhältnissen die Kinder als ein Glück betrachten und solche ersehnen, und daß der kleine Rest der andern, bei denen das nicht zutrifft, keine Kinder verdienen, weil sie sie sowieso nicht zu wertvollen Menschen erziehen könnten.

Wir betonen, daß Lindsey amerikanische Verhältnisse im Auge hat. Aber das Interesse für seine Vorschläge ist auch in Europa lebendig, was den großen Erfolg seiner Bücher in Deutschland beweist. Die Kritik hat eingesetzt. Sie weist natürlich in erster Linie auf die Tatsache hin, daß wir nicht amerikanische Zustände haben. — Noch nicht! — Sagt das viel?.... Eines aber darf man nicht verschweigen: Durch Lindseys Bücher geht ein starker Zug schöner Menschenliebe, der packt und ergreift. Und ferner: Es liegt darin eine tiefgründige Menschenkenntnis, gepaart mit einem über den Dingen stehenden soziologen Weitblick, wie man sie in hundert Ehebüchern der deutschen Literatur vergeblich sucht.

Lindsey hat sein Buch in der Zusammenarbeit mit dem Schriftsteller Evans geschrieben. Der formelle Anteil des letzteren ist nicht feststellbar; auch nicht der des Uebersetzers Rudolf Nutt. (Die Deutsche Verlagsanstalt besorgte auch hier eine musterhafte deutsche Ausgabe.) Aber die künstlerischen Qualitäten des Buches liegen offen zutage. Lindsey belegt alle seine Thesen mit Beispielen. Und zwar erzählt er sie mit viel Dialog und reichem Vorstellungsgehalt. Seine Bücher lesen sich wie Romane. Und was für welche? Es sind Bücher, denen revolutionäre Kraft innewohnt wie denen von J. J. Rousseau, Bücher, die imstande sind, das Denken von Generationen zu beeinflussen und neuen Lebensformen Bahn zu brechen.

H. Bracher.

# Grindelwald.

Ueber der finstern Schlucht der schwarzen Lütschine, an grüner Berghalde liegt es: braune Stadel, breite Bauernhäuser unter weit überhängenden Dächern, ein weißes Kirchlein und viele Hotelpaläste.

Eine Straße führt vom dunkeln Tale herauf. In weitem Bogen schneidet sie das Dorf und verliert sich im Gebüsch und Mattenrücken, wohinter die kahlen Berge stehen. Tief unter der Straße die Talsohle mit dünnen, vielfach verschlungenen Wasserläufen. Jenseits der Talsohle steigen die Berge empor, himmelhohe, graue Wände, schroff und finster, grüne Eisfelder dazwischen und hoch darüber dunkle, scharfe Zacken und Zinnen. —

Das alles lag im goldenen Zauberlicht des milden Herbsttages. Still und weltfremd lag es und einsam. Nur wenige Menschen auf den Straßen, nur wenige Menschen auf den braunen Feldern. Eine träge Mittagsschläfrigkeit schien auf den Häusern zu lasten.

Es war nicht die Hitze des Sommers, es war die wohlige Wärme des Herbstes, die müde macht und leise Träume in den funkelnden Sonnenschein gaukelt.

In diesen milden Tagen liegt ein eigenes, stilles Glück, ein Glück, das zwar nicht auf der staubigen gelben Landstraße zu finden ist, wohl aber auf den schmalen, kleinen Pfaden, die hier in die Kreuz und Quer hügelauf und hügelab führen.

Auf diesen schmalen, kleinen Pfaden bin ich gewandelt, stundenlang. Planlos hin und her, auf und nieder, ohne Hast und ohne Ziel.

An den Wegrändern standen noch da und dort Blumen, weiße und gelbe. Kleiner als im Sommer waren sie, und es lag ein Hauch stiller Schwermut darüber. Hier und da erklang eine Vogelstimme, nur ein paar schrille Laute. Herber Erdgeruch strömte von den warmen Feldern auf. Wenn ich stille stand, hörte ich den Luftzug ganz leise im Laub der Bäume rascheln. Wenn ich aber aufschaute, sah ich ringsum über den grünen Wiesen und den feuchten Aeckern die hochragende Felsenmauer der Berge. In wenigen großen Linien ragten sie in den reinen Himmel hinein, gewaltig und wunderbar.

Kaum andernorts zeigen sich die Berge so eindrucksvoll, wie in Grindelwald. Man umspannt sie in einem Blick vom Fuße bis zum Gipfel. Vom flachen Talgrunde steigen sie auf, gerade so, als hätte man sie in die richtige Entfernung gesetzt, damit der Wanderer auf den kleinen Wegen sich ihrer erfreuen kann.

Nichts hemmt den Blick. Frei und offen liegen die Riesenleiber da. Unten, in vielerlei Streifen und Bändern, die dunkeln Tannenwälder. Dicht hinter ihnen her aber die senkrechten, unüberwindlichen Felswände, die in ihren Rissen kaum noch einem Gräslein Boden und Nahrung bieten.

Vom Wetterhorn zum Eiger eine einzige Mauer, in deren tiefen Lücken die beiden Grindelwaldgletscher liegen. Wie zwei riesenhafte, erstarrte Sturzbäche kommen sie von der dunkeln Höhe her und hängen mit ihren ungeheuren Eismassen drohend über dem lieblichen Tal.

Kein Giebel, kein Baum, kein Busch dient dem Bilde hier zum Vordergrunde. Die Mitte ist tief unten hinter den braunen Dächern und den grünen Wiesen versunken. Nur der Hintergrund ist da. Ein Hintergrund von ungeheurer Größe.

Der Berg beherrscht hier alles, die Erde und den Himmel. Sein Schatten fällt weit hinaus in das grüne Hügelland. Alles Leben entfaltet sich hier im Schatten des großen Berges.

Wohin man sich wendet, ist es der Berg. Die prächtigen Hotelpaläste unten im Dorfe verdanken ihm ihr Dasein, die breiten Häuser ringsum, die viel zu groß und zu vornehm sind für Bauern, die Kaffeestuben und Wirtschaften an der gelben Straße, die Schaufenster mit den tausend An-

sichtskarten und dem billigen bunten Kram, der den entzückten Fremden als Andenken verkauft wird, und der an fröhliches Jahrmarktgetreibe erinnert. Selbst auf dem Friedhofe ist es der Berg. Dort hat man einige seiner Opfer zur ewigen Ruhe gebettet. Auf den Gräbern kunden es trockene, kurze Worte; erzählen von den Tücken seiner Schluchten, seiner Lawinen und unergründlichen Eisschlünden. Nur wenige Schritte vom Portal, unter einem einfachen, gelben Stein, liegen zwei Engländer mit ihren beiden Führern. Ein Blitzstrahl hat alle viere auf dem Gipfel des Wetterhorns erschlagen. Das schroffe Wetterhorn schaut ihnen jetzt Tag um Tag aufs Grab hernieder.

An diesem Herbsttage ragte es empor wie ein trotziger Turm, den frevlerische Riesenhände erbaut, um den Himmel zu erstürmen. Dunkel und scharf stand es im blauen Himmel. Hoch über seine obersten Zinnen schwebten ein paar kleine, bleiche Wolken, die in eiligem Fluge von Süden herauf kamen und gegen das grüne Land hinstrebten.

Diese kleinen Wolkensegel über dem Gipfel des Wetterhorns hatten sich aus einem langen, fahlgelben Zuge losgelöst, der sich als ein breites Band über den ganzen Himmel legte.

•

Als ich vom Wandern müde geworden, ruhte ich unter einem der herrlichen roten Kirschbäume aus. Die Sonne stand schon tief und warf lange, weiche Schatten über die buckligen Wiesen. Und sie verklärte mit ihrem märchenhaften Scheine das grüne Tal und die kahlen Höhen.

Unten über dem Dorf war immer noch die träge Mittagsruhe. Nur wenige Menschen gingen auf der Straße.

Einmal kam den schmalen Pfad herauf ein eng umschlungenes Paar, ein französischer Gast mit seiner Dame, die in hohen Stöckelschuhen einherschritt und trotz des warmen Sonnenscheins einen bauschigen Schwanenpelz um den Hals hatte. Sie zogen einen langen Schweif von Veilchenduft hinter sich her und täuschten so für ein paar Minuten einen unechten Frühling vor. Hinter ihnen her trottete ein buckeliges Bauernmännchen. Als das mich unter dem Kirschbaume sitzen sah, blieb es einen Augenblick stehen und besann sich. Das Ergebnis dieses Nachsinnens war, daß er sich neben mir niederließ, seine Pfeife umständlich anzündete und ein Gespräch anknüpfte.

Der bunte Sonnenschein des Herbstabends und sein Gespräch paßten wundersam zusammen. Beide ließen die Wirklichkeit in einem weichen, ruhigen Lichte erscheinen.

Selbst, als er von seinen Kriegstaten erzählte... das war damals im Jura, als die Deutschen die große Armee Bourbakis über die Schweizergrenze drückten.

„.... üse Hopme het nyt schlofe kchönne. Nacht für Nacht ischt er g'läge, er het g'schtudiert, daß es der Tüfil g'seh het; mengisch het er g'jammeret u g'fluecht, daß mer ganz g'schmuecht worden ischt. U einisch fragt er mi:

„Was meinsch du, Chrigel, gloubscht du, es sigi üse Herrgott, wo d'Welt u d'Mönsche u dä sakermäntisch Chrieg regieri?"

„Ja, Herr Hopme", sägen ig, „das glouben ig!"

„So!" het er g'macht.

Nach ere Wil fot er wieder a:

„Ja, Chrigel, u gloubscht du, das gängi ganz si rächte Wäg, ob ig drüber nachdänkche oder nyt nachdänke?"

„Ja, Herr Hopme, das glouben ig", sägen ig.

„So, Chrigel", macht er wieder. „Ja, so kchönnten ig amänd schlafe u üsem Herrgott die Sorge überla u au's Regiere. Dä versteiht sig wohl öppe besser druf als ig."

G'seht ihr, da hät üse Hopme g'schlafe, zwöi g'schlageni Nächti lang. I der dritten aber ischt das Züg losgange. Da hets übereinischt g'heiße: „d'Franzose kchömmi!" U mir hei scharfi Patroni i üsi Büchse g'lade.

Wo-n-ig aber so i Reih u Glied g'standen bi, da het sy übereinisch mis Gwüsse grüeret u ig säge zue üsem Hopme:

„Herr Hopme, das möchten ig doch no säge: ig schyße da nyt! Die Lüt, wo da use kchümme, hei mir nyt z'leid ta. U ig due ihne o nyt z'leid."

Ja — mit dem Gwüsse ischt es halt so öppis ganz g'wunderigs. U sövl möcht ig säge, daß e Mönsch, wo keis Gwüsse het, o ke Mönsch ischt..."

.... Weiter und weiter war die Sonne gewandert in ein fernes Land. Im Untersinken übergoß sie die hohe, steile Bergwand mit lohendem Feuer... K. F. Kurz.

# Die Tat der Maria Veldamer.

Roman von Kurt Martin. (17. Fortsetzung.)

Stein wehrte. „Lassen Sie! Ich setze mich vorn neben Sie." —

Ueberrascht sah der Führer auf. Stein nahm aber schon neben dem Führersitz Platz und befahl: „Nur los! Ich habe nicht viel Zeit!"

Als der Mann dann neben ihm saß und sie durch die belebten Großstadtstraßen fuhren, forschte Stein: „Also Anfang Oktober, sagen Sie? Das stimmt. Da wird es schon das von mir gesuchte Taschentuch sein. — Die Dame kam damals vom Zug?"

„Ja. Sicherlich. Sie wollte zur Handelsbank in der Annenstraße gefahren sein."

„Das stimmt. — Sie fuhr mit Ihnen auch wieder zurück?"

„Ja. — Als wir vor der Bank hielten, fragte sie nach dem Fahrpreis, und als ich den nannte, gab sie mir den doppelten Betrag und noch drei Mark mehr. Sie sagte: ‚So, Sie fahren mich dann wieder zum Hauptbahnhof; da haben Sie gleich das Geld für die Rückfahrt und auch für das Warten; es wird wohl stimmen. —'"

„So, so!"

„Sie kam dann auch bald wieder und befahl: ‚Also rasch zum Bahnhof!' — Ich fuhr mit größtmöglichster Geschwindigkeit. Es schien ihr aber doch nicht schnell genug gegangen zu sein; denn sie verließ bereits den Wagen, bevor er vor dem Bahnhof hielt. Und bei dem hastigen Aussteigen hat sie dann ihr Taschentuch vergessen."

„Sahen Sie sie dann noch?"

„Nein."

„Späterhin haben Sie die Dame nicht mehr gesehen?"

„Nein."

Sie hielten in einer engen Straße, vor einem düsteren Hause, in dem der Chauffeur wohnte. Stein bat: „Holen Sie mir das Tuch. Ich bleibe bei Ihrem Wagen."

Der Mann sprang ab und eilte ins Haus. Alsbald erschien er wieder. Stein stand neben dem Wagen. Gespannt sah er auf den Kommenden. „Haben Sie das Tuch?"

„Ja. Es ist A. S. gezeichnet."

„A. S.! Ja, das ist das richtige. Geben Sie her!" Er griff nach dem Tuch und reichte dem Mann ein reichliches Trinkgeld. „Das ist für Ihre Mühe. Jetzt will ich zu Fuß weitergehen."

Der Chauffeur zog eilig seine Mütze und dankte erfreut für das Geschenk. Stein hatte sich aber schon von ihm fortgewandt und schritt die Straße aufwärts.

Er hielt das Taschentuch in der Hand. Es war ein einfaches kleines Taschentuch. In einer Ecke standen die Buchstaben A. S.

— Wer war A. S.? — Das paßte nicht auf Jutta Bennor. Hatte die das Taschentuch nur gefunden, an sich genommen und dann wieder verloren? Oder hieß Jutta Bennor in Wirklichkeit A. S.?

Er steckte das Tuch ein.

15.

Als anderen Tages Stein an der Tür des Untersuchungsrichters Dr. Schmahl klopfte und auf das „Herein"